



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Lehren der Geschichte Hollands und Englands

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Lehren der Geschichte Hollands und Englands



eid fruchtbar und mehret euch, und wenn euch die Feinde in diesem euerm natürlichen Recht hindern wollen, so trifft sie mit der Schärfe des Schwerts und laßt euch durch nichts andres irre machen. Ob eine Idee, oder der Befehl Jehovahs — nur mit der aufopferungsfähigen Bethätigung der in den Worten liegenden Wahrheit giebt ein Volk der Unabhängigkeit seines Daseins die ausreichende Gewähr. Den Juden gehörte das Land nicht, in das sie einbrachen, um Platz für ihr Leben zu gewinnen, aber es war ihnen verheißten worden, und so traf das scharfe Schwert, das ihnen ihr Gottesglaube in die Hand drückte, mit solcher Wucht, daß nicht bloß Raum wurde für eine erste Besiedlung, sondern auch für die spätere völlige Besetzung des Landes. Umgekehrt hatten die Geusen den besten Besitztitel auf das Land ihrer Väter, aber trotz dieses Rechts hätten sie ewig draußen bleiben müssen, wenn nicht ein begeisterter Glaube die Kraft ihres Arms gestählt und ihnen den Sieg über ihre Bedränger verliehen hätte.

Herrschaft wird mit den Mitteln erhalten, durch die sie gewonnen wurde. Diese Wahrheit tönt in den verschiedensten Variationen von aller Menschen Lippen, aber nur wenigen kommt sie aus dem Herzen. Ein tönendes Erz und eine klingende Schelle, weil den Worten die Liebe fehlt, die allein die Kraft der Fortpflanzung hat. In der Glut der Liebe vergeht die Selbstsucht und vereinigt sich mit dem, was im andern ist, zu einer höhern Einheit. Zu der Einheit, die das Ganze will und deshalb unüberwindlich ist. Nicht ein schwächliches Mitleiden mit dem andern, sondern die höchste, die feinste Form des Egoismus, der das Fortbestehn der Menschheit gewährleistet.

Auch den Bestand der Staaten sichert er auf die Dauer allein. Die Meergeusen fuhren auf den Rämmen der Wogen daher, mit denen ihre Schiffe verwachsen schienen, wie die Leiber der Centauren mit denen ihrer Rosse. Der Geist, der über den Wassern liegt, das freie Meer und die Freiheit der Seelen. Dem Brüllen der Wogen gleich ihr Befreiungsgefang, der Glauben und Liebe ins Land trug, das ihm mit heißer Brunst entgegenkam. Briel und Leyden. Hat jemals eine Siegesbotschaft die Gemüter höher aufwallen machen, als die

Kunde, die von diesen beiden Städten ausging? Die Liebe schmelzt die Herzenshärte, und die Selbstsucht, sie wirft ihr Besondres weg, um dafür das allen Gehörige zu gewinnen. So gewannen die Holländer das ihnen gehörende Land aus den Händen ihrer Unterdrücker und stellten es als selbstständige politische Macht mitten in die Reihe der europäischen Großstaaten.

Wohl mag es eine Frage sein, ob Holland, gering an Umfang und ohne die Möglichkeit der lokalen Expansion, den ganzen Umfang seiner Bedeutung, den es im Jahre 1675 hatte, inmitten der sich mehr und mehr entfaltenden nationalen Staaten des Kontinents habe behaupten können. Viele Gründe der verschiedensten Art lassen diese Frage als berechtigt erscheinen, aber nur die beiden hervorragendsten sollen uns hier beschäftigen. Zunächst war es für die Niederlande ein Unglück, daß es der Glut der nationalen Erhebung nicht gelang, zugleich mit der Abstoßung des äußern Feindes auch die Möglichkeit des Nachwuchses ihrer vielköpfigen Zwietracht auszusenken. Es ging ihnen wie den Griechen, die durch Schlachten wie bei Salamis und Plataä die Perser für immer aus ihren Grenzen vertreiben konnten, aber es nicht vermochten, ihrem nationalen Verbande von Grund aus das Gepräge politischer Zusammengehörigkeit zu geben. Aus ihrer Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche hatten die Holländer die Angewöhnung an das Sonderleben mitgebracht, das im besondern germanisch ist, und so boten sie im kleinen dasselbe Bild, das jenes Konglomerat von Stämmen derselben Nationalität im großen darstellte.

Wie groß und gefährlich die Reibungen waren, die aus diesem Gange zu politischer Gliederung bis in die kleinsten Teile entstanden, darüber giebt die Geschichte der Niederlande einen Ausweis so anziehenden Inhalts, daß ihm aus der neuern Geschichte kaum etwas ähnliches an die Seite gestellt werden kann. Wunderbar das Interesse, das von diesen Dingen ausgeht, und noch wunderbarer dadurch, daß die drohende Entzündung nicht bloß einseitig hinten gehalten wird, sondern daß an der Ausglättung der Gegensätze beide sich bekämpfende Parteien gleicherweise teil haben. Den großen Männern aus dem Hause Oranien stehn ebenso große Republikaner gegenüber und wetteifern mit ihnen, das Vaterland nicht unter der Reibung der gegeneinander stehenden Kräfte leiden zu lassen. Besser freilich wäre es gewesen, wenn in einem akuten Ausbruch die große Frage in dem Sinne erledigt worden wäre, wie sie nach der Wiederherstellung Hollands im Jahre 1815 ihren Austrag gefunden hat. Einigemal hatte es auch den Anschein, als ob auf diese Weise die Lösung herbeigeführt werden sollte, aber dann blieb das Leiden doch wieder chronisch und wurde so einer der Gründe, von denen im vorigen die Rede war.

Der zweite lag in dem Umstande, daß die englische Revolution von 1688 den Prinzen Wilhelm von Oranien auf den englischen Königsthron rief. Das war allerdings deshalb ein großes historisches Ereignis, weil es dem Ehrgeize Frankreichs den Zügel anlegte und das Gleichgewicht Europas auf die festeste Grundlage stellte. Auch wurde der holländischen Politik damit die Stetigkeit gegeben, die für die freie Bewegung des Handels und für die Entwicklung der Industrie im Lande überaus günstig war. Gewiß höchst erfreulich für den

Erwerbssinn der betriebsamen Niederländer, die, die wagemutigsten Seefahrer der Welt, ihre Fühlhörner nach allen Richtungen der Windrose hin ausstreckten. Solange Wilhelm III. lebte, war Friede zwischen den beiden Seemächten, und wenn auch die nationale Eifersucht nicht geringer werden mochte, so waren doch Vergewaltigungen wie die Navigationsakte Cromwells ausgeschlossen.

Aber auch nur, so lange der große Dranier lebte. Wenn er einmal die Augen schloß, war die Lage der Dinge zwischen beiden Ländern dieselbe wie vorher, nur mit dem Unterschiede, daß Holland aus dem Verband innerlich geschwächt auf die eigne Basis zurück trat. Das Sprichwort sagt, daß die Menschen nicht ungestraft unter Palmen wandeln; ebenso wahr ist, daß Staaten nicht ohne empfindlichen Schaden für ihre innere Festigkeit im Schatten größerer Mächte einherziehen. Das mochte sich nun damals, als die Union eingegangen wurde, sogar dem weit ausschauenden Auge des größten Herrschers in Europa entziehen, auch mochte er des Glaubens sein, daß in einer Zeit, wo auf der einen Seite bigotter Katholizismus und starrer Absolutismus die Welt regierte, auf der andern der freiere Glaube und der umfassendere Staatsgedanke den Zwiespalt zwischen den beiden gleichangelegten Völkern nicht wieder aufkommen lassen werde. Wilhelm III. von England war einer der größten Realpolitiker, die es jemals gegeben hat, aber der Gewalt der Ideen, die damals das protestantische Europa außerhalb Deutschlands durchsetzten, war auch er unterworfen. Es kommt noch etwas andres hinzu, daß es auch diesem Großen nicht anders ging als allen übrigen Menschen, daß sie das, was sie in sich selber fühlen, auch bei andern voraussetzen. Wilhelm von Oranien glaubte an die Tradition seines Hauses und war der Überzeugung, daß, wie sie in ihm Leben hatte, sie so auch in den spätern Gliedern seiner Familie Großes wirken werde.

Doch mag es hiermit sein, wie es will, jedenfalls hat es sich nachträglich herausgestellt, daß der große Gedanke, den der Dranier zum Vorteil Englands und zum Besten der in der protestantischen Welt umgehenden Ideen durchgeführt hat, sehr zum Nachteil Hollands ausgefallen ist. Nicht in dem Gedanken an und für sich lag das, geschweige daß gar die Politik Wilhelms darauf ausgegangen wäre, das Land seiner Väter in Abhängigkeit von seinem Adoptivvaterlande zu bringen, aber es liegt in der Natur der menschlichen Dinge, daß mit einem solchen politischen Anschluß das kleinere Staatswesen dem Übergewicht des größern ausgeliefert wird.

Nichtsdestoweniger lag die Gefahr, völlig in der englischen Selbstsucht aufzugehen, noch fern genug. Noch waren die großen Überlieferungen sowohl in der republikanischen wie in der oranischen Partei lebendig. Wenn man wollte, so konnte jeder sich sagen, was von einem Bündnis mit England zu halten war, wenn nicht die eignen Breitseiten für die loyale Ausführung der Verträge sorgten. Nicht bloß aus den Staatsakten, sondern noch aus der eignen Erinnerung konnte man sich die Gründe heraufholen, die für Johann de Wit gegen ein von Cromwell gewünschtes Bündnis ausschlaggebend waren. Nicht gegen ein Bündnis überhaupt, sondern gegen ein solches, worin nicht genau

nach den herrschenden Interessen der Vorteil gleichmäßig abgemessen war. Es war nicht anders, als daß die Niederländer auch nach dem Tode Wilhelms an der Seite Englands gegen Frankreich kämpfen mußten, aber es kam darauf an, wie sie selbst ihre Stellung in diesem Koalitionskriege auffaßten.

Den Republikanern wurde dauernd der Vorwurf gemacht, daß sie die holländische Landmacht vernachlässigten, ohne Zweifel mit gutem Grunde. Aber auf der andern Seite darf mit einigem Recht auch die Frage aufgeworfen werden, ob nicht von oranischer Seite auf die Pflege der Sicherung des Landes durch die herrschende politische Überzeugung zu viel Gewicht gelegt worden sei. Wenn man in der holländischen Geschichte von der Not liest, die der Haager Politik die Erhaltung der Festungsbarriere gegen Frankreich gemacht hat, so drängt sich dem rückwärts schauenden Betrachter immer wieder der Gedanke auf, daß mit den auf diese Sorge verwandten Mitteln das Gleichgewicht der Wehrkraft gestört worden sei, auf dessen Erhaltung Holland vielleicht mehr hingewiesen war als irgend ein anderer Staat damaliger Zeit.

Daß die Niederlande der Angriffslust Frankreichs gegenüber starker Grenzfestungen bedurften, darüber braucht es keine Worte weiter, aber über dieser unzweifelhaften Notwendigkeit darf man nicht vergessen, daß die eigentliche Stärke Hollands in seiner Lage am Meere beruht. Wenn es heißt, daß dieses Land eine Seemacht war, so ist damit nicht genug gesagt, Holland war das, was zu Zeiten der alten Griechen Athen bedeutete, und damit war ihm auch dessen maritime Politik vorgeschrieben. Man hat niemals davon gehört, daß Themistokles darauf ausgewiesen sei, die Kraft zu brechen, die in der Phalanx der Marathonkämpfer lag, aber er ruhte nicht, bis er der Flotte das Recht verschafft hatte, das ihr gebührte, und damit Athen auf den freien Drehpunkt gehoben hatte. Die Politik der „hölzernen Mauern“ war die einzig richtige für die Niederländer, sie mußten diese so weit aufs Meer hinausbauen, wie es nur eben anging. Nicht nur die geographische Lage ihres Landes an der günstigsten Stelle Europas gebot ihnen das, sondern auch ihre politische Stellung. Diese war so vorteilhaft wie jene und wies mit der Stetigkeit der Magnetnadel in die Richtung, wohin das Staatsschiff zu lenken war. Nicht bloß für die Republikaner, sondern auch für die Oranier. Mit großem Erfolg hatte Johann de Wit diese Staatskunst geübt; als das dynastische Interesse die Holländer nicht mehr an England knüpfte, mußten ihre Staatsmänner dahin zurückkehren.

In der That, die Zeiten boten dem kleinen Holland eine Gunst, wie sie in der Weise niemals wiederkehren kann. In der Lücke, die die Eifersucht Frankreichs und Englands ließ, war es leicht, sich die Ellenbogenfreiheit zu bewahren, die für die Selbständigkeit der Bewegung ausreichend war. Allerdings gehörte nach der französischen Seite dazu eine wenigstens für den ersten Anfall ausreichende Landmacht, während bei der viel größern englischen Gefahr die Flotte nicht stark genug sein konnte. Die Holländer mußten jederzeit über eine Flotte gebieten, die ihnen nicht bloß die Freiheit der Meere und die Ergebnisse ihres Handels sicherte, sondern ihnen auch in dem großen Gedränge der politischen Gegensätze die völlige Unabhängigkeit ihres Entschlusses

gewährte. In unsern Tagen hat das Genie Bismarcks für die deutsche Politik die Parole der Bündnisfähigkeit abgegeben, ein Wort, das nicht bloß den spontanen Gedanken des überlegenen Geistes umfaßt, sondern vielmehr die Abstraktion einer aus alter Zeit zuströmenden historischen Erfahrung darstellt.

Für die Niederlande war diese Politik um so mehr geboten, als sie der Hauptsache nach nur nach zwei Seiten auszuschaun brauchten. Das Deutsche Reich, von Österreich geführt, machte ihnen keine große Sorge, und die Aspirationen der preussischen Könige lagen meist in ihrer Richtung. So konnten sie das ausschlaggebende Gewicht ihres Beistands ungehindert dahin werfen, wo jedesmal die eignen Interessen zu verteidigen waren. Drohte die übermächtige Offensive Frankreichs, so war nicht bloß bei England, sondern in ganz Europa Rückhalt zu finden, und war von England ihre Seegelting in Frage gestellt, so brauchten die holländischen Drlogschiffe auch nicht allein den Kampf aufzunehmen. Eines wilden kriegerischen Trozes, wie ihn einstmals Tromp mit dem Besen an seinem Besanmaste gezeigt hatte, bedurfte es nicht, sich Respekt auf dem Meere zu verschaffen, dazu reichten die ruhige Haltung, der Mut und die Disziplin im Geiste eines de Ruyter auch aus.

Dessen allerdings mußte man sich in der Führung der Geschäfte immer bewußt bleiben, daß, wo auch Gelegenheit war, sich in die Angelegenheiten Europas zu mischen, ausschließlich die eignen Interessen Anlaß dazu geben durften. Daß dies nicht geschehn ist, davon bringt die Geschichte mehr als genug Beweise, und es soll noch darüber die Rede sein; doch vorab noch eine andre Bemerkung. Dem Historiker, der sich gewöhnt hat, die Dinge der Vergangenheit aus dem Bismarckischen Geiste anzuschauen, will es scheinen, als ob seit dem Tode Wilhelms III. die holländische Diplomatie an einer Vielgeschäftigkeit gelitten habe, die überhaupt nichts Gutes an sich hat. Erklärlich war das, weil der Haag schon seit langer Zeit der Mittelpunkt vieler diplomatischen Geschäfte war. Viele schönen Ideen sind hier lebendig gewesen und haben auf den Lippen großer Staatsmänner beredten Ausdruck gefunden. Besonders die Idee des europäischen Gleichgewichts hat im Haag, man möchte fast sagen, persönlichen Charakter angenommen, und damit hängt es denn wohl auch zusammen, daß sie in ihrer Erweiterung zum Gedanken des allgemeinen Weltfriedens noch jetzt ihr Wesen dort hat. Aber als ein Gespenst ohne Mark und Blut und als ein Hohn auf die Wirklichkeit des Lebens, die im Lande der Buren zu den mühsam ausgeheckten Paragraphen die „roten Rubriken“ zieht.

Die Staatskunst als die Kunst der Wirklichkeiten im höchsten Sinne sollte immer in engster Fühlung mit dem Pulsschlag des nationalen Lebens bleiben und sich vor nichts mehr hüten, als durch die sogenannten Ideen festgelegt zu werden. Die Hegung vorgefaßter Meinungen birgt zweierlei Gefahr in sich, erstens, der Angewöhnung akademischer Erörterung zu verfallen, und zweitens, über dem Hang zur Vielseitigkeit das Eigne aus den Augen zu verlieren. Obgleich das eine nicht minder vom Übel ist als das andre, so hat sich doch die holländische Staatskunst, die nach dem Tode Wilhelms die Geschäfte aufnahm, vor der Vielthuerei so wenig in acht genommen wie vor der

Gewöhnung. Es ist das Charakteristische alles Epigontums, des Beharrungsvermögens nicht Herr werden zu können. Epigonen haben die Erkenntnis einer gewesenen Wahrheit, aber außer der Wahrnehmungsfähigkeit für neue Lebenstriebe fehlt ihnen die schöpferische Kraft, die Form, über die sie gebieten, frisch sprossenden Ansätzen anzupassen. Die Diplomatie der Holländer fuhr je länger je mehr teils auf alten, ausgefahrenen Geleisen, teils auf solchen, die nicht auf dem eignen Boden lagen.

Nach allediesem war es kein Wunder, daß die gerühmte holländische Staatskunst schon in den letzten Jahren des spanischen Erbfolgekriegs sehr auf abschüssiger Bahn war. Die Zeiten hatten sich während der Regierung der Königin Anna anfangs nicht, aber dann plötzlich wie mit dem Handumdrehn geändert. Wenn man geglaubt hatte, daß die Politik in England, die zur Entthronung der Stuarts geführt hatte, niemals eine Änderung erfahren könne, so war das eine große Täuschung gewesen. Für den Tag des Ablebens der Königin planten die Tories die Restauration der Stuarts, wie sie nach dem Tode Cromwells gelungen war. Aber ob diese Gefahr groß oder klein für England war, mußte den Holländern bis zu dem Augenblick gleichgiltig sein, wo die Haltung Frankreichs ihnen selbst die Gefahr nahe brachte. Bis dahin durften sie nichts andres thun, als den Engländern die Sorge um ihre innern Angelegenheiten selbst überlassen.

Zu dieser freien Höhe der Auffassung hat sich die Politik der Holländer nicht emporheben können, und so sind sie in der Verstrickung hängen geblieben, die die Staatskunst des englischen Königs aus oranischem Hause über sie gebracht hat. Das war schlimm, viel schlimmer, als jemals eine Verbrüderung unter der republikanischen Staatsordnung eines de Wit und Cromwells für die Niederlande hätte werden können, aber noch brauchte nicht das Allerschlimmste in Aussicht zu stehn, wenn sie nur ihrer natürlichen Wehrkraft nicht hätten vergessen wollen, die ihnen die Natur so gut um den Leib gelegt hatte wie den Engländern. Diese hatten im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, die Brander und die kleinen Fahrzeuge nicht mitgerechnet, eine Flotte von 184 Kriegsschiffen mit einer Besatzung von mehr als 50 000 Mann darauf. Einer solchen Machtentfaltung konnte wohl Holland nicht gleichkommen, aber mit einer Kraftanstrengung, die allerdings große Lasten auf den Steuerzahler legte, hatten die Niederländer in den Jahren 1667 und 1672 Flotten ausgesandt, die der englischen nahezu gleich und jedenfalls imstande waren, sie zu besiegen. Mittlerweile war Holland nicht ärmer, wohl aber reicher geworden, sodaß der zu machende Schluß für jeden auf der Hand liegt.

Auch der Geist der großen Admirale, denen von der Zeit der Geusen her die Führung dieser Flotten anvertraut war, war mit nichten schlafen gegangen. In den Thaten einzelner Führer flammte immer wieder die alte Heldenschaft empor und warf denen, die das Beste des Landes wollten, leuchtend die Erkenntnis in die Seelen, daß es, um Großes zu erreichen, nur auf das stolze Selbstbewußtsein ankam, das nicht bloß gegen den Spanier, sondern auch gegen den Engländer durchschlagend war. Aber wo regte sich noch diese gehaltne Selbstachtung in dem Willen der holländischen Diplomatie? Nicht einmal den

Schatten des Trompschen Besens wagte man auf die englische Wand fallen zu lassen. Im Jahre 1704 eroberte holländische Tapferkeit Gibraltar. Dem aus der Schule de Ruyters stammenden Admiral Callenberg, der die Stadt zur Übergabe gezwungen hatte, wurde deshalb vom König Karl ein eigenhändiges Dankschreiben zu teil, das in den Ausdrücken wärmster Anerkennung abgefaßt war. Auch erklärte die Königin Anna dem holländischen Gesandten van Brybergen, daß die Erhaltung der „gemeinsamen Eroberung“ ein Gegenstand ihrer Unterhandlungen mit den Generalstaaten sein werde. Seitdem ist diese wichtige Festung in den alleinigen Besitz Großbritanniens übergegangen; in den Verhandlungen aber, die zum Utrechter Frieden führten, hört man auch nicht von einem Worte des Protestes, das von einem holländischen Unterhändler ausgegangen wäre.

Freilich, was half die beredteste Erörterung der Gesandten, wenn man nicht den Mut hatte, ihren Worten mit dem Donner der Kanonen Nachdruck zu verleihen? Nicht einmal den Franzosen gegenüber war die Verbindung mit England stark genug. Während dieses damals begann, seine Polypenarme um die ganze Welt zu legen, und in der Nähe und in der Ferne auch seinen Verbündeten den Atem zu verkümmern, waren die Holländer der Hauptsache nach damit beschäftigt, den Franzosen blutige Schlachten zu Lande zu liefern. Als ob das feste Land ihr Lebenselement und als ob es ihre Schicksalsbestimmung gewesen wäre, für die Engländer die Vorpostenstellung einzunehmen, ließen sie die Kraft ihrer reichen Mittel in die Aufstellung von Landheeren fließen, verteidigten leblose steinerne Grenzwälle gegen die Franzosen und hatten keine Sorge, daß ihre lebendigen hölzernen Mauern auf dem Meere verfielen.

Der Lebensstrom der Niederlande ging durch die Rheinmündungen und die Zuidersee aufs Weltmeer hinaus; wo die Engländer draußen waren, da mußten sie auch sein, um sich die Luftzugänge offen zu halten. Obgleich dies eine Wahrheit war, deren Predigt auf den Lippen der Unmündigen zum Sturm aufrufen mußte, sorgte die Regierung kaum für den Schutz ihres notwendigsten Handels. Schon im Jahre 1703 konnte es vorkommen, daß eine Rauffahrteiflotte von hundertdreißig Schiffen und in einem andern Falle eine Heringsflotte nur mit genauer Not den Franzosen entrannten, während die ungenügenden Konvois nach tapferer Gegenwehr entweder sanken oder eine Beute der Feinde wurden. Es ist in der That eine Wahrheit, die irgendwo anders ausgesprochen worden ist, daß die Holländer ihr bestes Blut haben umsonst ins Meer fließen lassen.

Das ist eine schreckliche Wahrheit, und um so schrecklicher, als sie die Folgen noch jeden Tag an ihrem Leibe fühlen, und sie aus dem Verzweiflungsschrei der Burenfrauen und Burenkinder an ihre Ohren schallen hören, ohne helfen zu können. Denn was nützen moralische Vorhaltungen und Boykotts gegen englische Schiffe, was helfen Friedenskongresse, und was hilft das Herz einer jungen edeln Königin, deren Augen von Thränen überfließen, aber deren Hände ins Leere fassen? Was half Hekuba all ihr Jammer und ihre Not, als die Fehler ihrer Söhne nicht mehr gut gemacht werden

konnten? Entrüstungsverfammlungen? Wenn sich die doch wenigstens die Holländer hätten sparen wollen! Die Engländer können gar nicht anders handeln, als wie sie thun. Es liegt in dem Gang ihrer Geschichte, den diese einmal eingeschlagen hat, und den sie durchlaufen muß, mag es im Thal oder auf der Höhe sein, wenn sie sich nicht selber aufgeben wollen. Chamberlain und Cecil Rhodes sind die natürlichen Erben und Fortsetzer der Politik, die einst in Indien unter Warren Hastings und Lord Clive ihre blutigen Furchen zog.

Da hätten die Holländer eher zusehen müssen. Noch war es Zeit, als der Utrechter Friede geschlossen war. Was während der Verhandlungen in dieser Stadt selbst ihrem Gesandten widerfuhr, konnten sie als Beispiel für das ansehen, was ihnen selber beschieden war, wenn sie sich nicht vorsahen und nicht von Grund aus ihre Politik auf die andre Basis stellten. Aber es ist unnötig, von der Höhe der Gegenwart rückblickend Betrachtungen darüber anzustellen, was hätte geschehn müssen, da es nicht geschehn ist. Statt daß eine freiere Zeit der Selbsterkenntnis die nationale Erhebung heraufführte, legte sich die des Verkennens der eignen Kraft immer lastender und lähmender auf Volk und Regierung. Jetzt kam das, wovon die Rede war, mehr und mehr zur Entfaltung, es kommen die Tage der Fülle der Rede und des Mangels an Thatkraft.

Aus dem Jahrhundert, das zwischen dem Frieden von Utrecht und dem Wiener Kongreß liegt, braucht nur Weniges hervorgehoben zu werden: die Dinge reden alle dieselbe Sprache. Zu den tüchtigsten Unterhändlern auf holländischer Seite während des spanischen Erbfolgekriegs hatte Buys gehört, auch war er, aus der Schule Wilhelms, immer für kräftige Fortführung des Kriegs an der Seite Englands gewesen. Aber die Erfahrungen, die er seit dem Jahre 1710 mit dieser Macht gemacht hatte, waren stark genug, ihn der entgegengesetzten politischen Auffassung zuzuführen. Im Jahre 1715 handelte es sich um ein Bündnis zwischen Frankreich, England und den Niederlanden, von dem nur die beiden ersten Mächte Vorteil hatten, Frankreich die Sicherung der Orleans'schen Regentschaft gegen die Mächenschaften Alleronis, England die der protestantischen hannoverschen Erbfolge gegen die Stuarts. Buys widerriet die Abschließung des Vertrags aufs entschiedenste mit Gründen, die, um es kurz zu sagen, von der Fabel der mit dem Löwen jagenden Tiere hergenommen waren. Aber wie einleuchtend seine Darstellungen auch waren, so schlugen sie doch nicht durch, und das Bündnis kam zustande. Holland nahm daran mit einer reichlichen Ausgabe von Worten, aber keineswegs mit einer nennenswerten Rüstung von Kampfmitteln teil.

Aus diesem Bündnis ging im Jahre 1718 die sogenannte Quadrupelallianz hervor, die geschlossen wurde, ohne daß man die Beitrittserklärung Hollands abgewartet hatte. Nur hierin liegt denn auch das Interesse, das wir an dieser Stelle an dem Vorgange nehmen dürfen. Es ist charakteristisch, daß die drei abschließenden Mächte nach außen des Namens der zweiten „Seemacht“ nicht entbehren konnten, daß sie aber unter sich der beratenden Stimme Hollands wohl entraten zu können glaubten. Wie die Voraussetzung gewesen

war, so geschah es: Holland trat, ohne Empfindlichkeit zu zeigen, bei und hatte dafür die Genugthuung, später den Friedensvermittler spielen zu dürfen. Das war billig, es bedurfte dazu nur eines geeigneten Aufwands von Worten, während die Kriegsschiffe weiter in den Häfen vermodern durften.

Um nicht nach allgemein Bekanntem zu greifen, möge hier noch auf die Weiterungen hingewiesen werden, die durch die vom deutschen Kaiser in Ostende installierte Handelskompagnie ins Leben gerufen wurden. Wie die Schelde vertragsmäßig für den Handel geschlossen war, so wollten die Holländer auch den von Ostende ausgehenden Handel nicht dulden. In den langjährigen Verhandlungen, die sich neben andern wichtigeren auch auf diesen Gegenstand bezogen, zeichnete sich auf holländischer Seite der Ratspensionär Simon von Slingelandt aus. Die holländische Geschichtschreibung stellt ihn zum Teil als Bewahrer des Friedens neben Walpole und den Kardinal Fleury und legt ihm als holländischem Staatsmann ohne Bedenken die Bedeutung Johannis de Wit bei. Die Wahrheit ist, daß Slingelandt den Friedenstraktat entworfen hat, den nach langen vergeblichen Bemühungen in Soissons und Sevilla endlich die streitenden Mächte in Wien annahmen, und daß er vom Lord Chesterfield deshalb höchlich gelobt wird.

Mag hierüber die Genugthuung der Holländer groß sein, mögen sie auch die Wohlfredeneit und die Geschäftskennntnis ihres Ministers so hoch stellen, wie sie wollen, besser wäre es für sie gewesen, wenn er hinter den von ihm paragraphierten Traktat auch die starke Flotte hätte stellen können. Nicht auf die Bewunderung des einzelnen Engländers, und wenn er noch so hoch gestellt war, kam es an, sondern auf die Achtung, die ganz Großbritannien vor dem starken Willen seines alten Nebenbuhlers hatte. Diese Achtung erzwang seinen Landsleuten weder Slingelandt, noch einer seiner Nachfolger, wie guten Willen diese auch im einzelnen Falle zeigten. In der verhältnismäßig langen Friedenszeit von 1766 bis 1780, während der der holländische Handel flott ging und reichen Gewinn abwarf, nahmen die Finanzen des Staats einen solchen Aufschwung, daß nicht bloß die Schulden gedeckt wurden, sondern daß man sogar nicht wußte, wo mit dem Gelde bleiben. Die holländischen zweieinhalbprozentigen Obligationen stiegen auf 106 und 107, und reiche Leute hatten thatsächlich Not, ihr Geld irgendwie gewinnabwerfend unterzubringen. In dieser günstigen Lage dachte der Schatzmeister Johann Hop alles Ernstes daran, die Kriegsmarine wieder auf den Stand zu bringen, den sie in ihren besten Zeiten gehabt hatte, aber als er mit seinen Vorschlägen heraustrat, fand er bei den Regierenden kaum irgendwo Verständnis. Die Ausgaben für eine Flotte waren nicht „produktiv,“ und wo in aller Welt zeigte sich denn am Horizont ein Wölkchen, das zu einer Gewitterwolke anschwellen konnte?

Europa hatte Ruhe; sanft eingebettet lag es zwischen den Rissen der Traktate, die seine Diplomatie ihm gestopft hatte. Besonders über Holland lag ein milder Friedenshimmel, der den von den Geldsäcken seiner Kapitalisten aufsteigenden Träumen so wohlthätig förderlich war. Die niederländischen Kaufleute wollten Ruhe und Frieden haben. Mit Worten und Reden, gesprochen und geschrieben, hatten sie sich heiß in Europa darum bemüht und auch nicht

vergeffen, eifrig ein Beispiel zu geben, wie das zu machen sei. Dem geschmeidigen Kaufmann machen die von Kanonen starrenden Seiten der Orlogschiffe das Geschäft nur schwierig. Deshalb laßt uns dieses gefährliche Spielzeug fein säuberlich fern halten: auf die Dauer wäre es doch ein Wunder, wenns die andern nicht nachmachten. Diese sanfte Friedenspolitik hatte schon in den fünfziger Jahren den Holländern das Urteil von englischer Seite eingebracht, daß „Holland noch eine Seemacht hieß, aber keine mehr war,“ und im Jahre 1776 sagte ein Mitglied des englischen Parlaments: „Holland ist wenig mehr als eine große Handelsgesellschaft mit verweichlichten Sitten und einem erschöpften Einkommen, gering an Kraft und noch geringer an Mut.“

Das war hundert Jahre, nachdem der Kapitän Brakel mit seinem Linien- schiffe die Kette unterhalb des Schlosses Upnore auf der Themse gesprengt hatte. Brakel war von de Ruyter wegen eines Vergehens im Dienste in Disziplinarstrafe genommen worden: das ging dem ehrliebenden Manne besonders unter diesem Admiral an die Nieren. Aber statt sich in grollendem Mißmut zurückzuziehn, meldete er sich zur Ausführung des Wagnisses, wenn der Kommandeur ihm Verzeihung zuteil werden lasse. Man sieht daraus, wie der Untergebne die Notwendigkeiten des Dienstes auffaßte. Wie war dem gegenüber der Admiral? De Ruyter war in seinem Privatleben ein mild denkender Mann und von sprichwörtlich gewordenr Sanftmut der Sitten, aber im Dienst kannte er keine Nachsicht und im Donner der Schlacht kein Zurückweichen. Warum drängten sich im Frieden seines Hauses die Kinder um seine Kniee? Weil sie wußten, wo Liebe zu haben war, und weil sie das unerfütterliche Vertrauen des Kinderglaubens zu ihm hatten. Und weshalb warfen sich auf den Planken der von den Feinden umdrängten Schiffe seine Untergebenen bis auf den letzten Mann in den Tod? Weil er das Beispiel gab, und weil sie sich in seiner Obhut geborgen fühlten.

Neben Michael de Ruyter, der die Schlachten der Republik schlug, stand der andre Mann, dem die Nation im Räte die Leitung ihrer Geschicke anvertraut hatte. Johann de Wit war in der Führung der holländischen Politik, der innern und der äußern, daselbe, was de Ruyter an der Spitze der Flotte war, sowohl was die Anforderungen der Disziplin betraf wie die andern der Schlacht. Niemals haben sich beide Seiten eines Staatslebens völliger gedeckt als in diesen beiden Männern, die durch eine unzertrennliche Freundschaft miteinander verbunden waren. Unzertrennlich war dieses Herzensbündnis, weil es nicht auf persönlichen Interessen, sondern auf einem Interesse beruhte, das außer ihnen lag. Johann de Wit und Michael de Ruyter fühlten sich eins in der gemeinsamen uneigennütigen Liebe zum Vaterlande, das ihnen über alles ging. So floß in den beiden die Einheit des holländischen Staats zur Unüberwindlichkeit zusammen.

Ob auch unter der Voraussetzung einer ähnlichen Geschlossenheit der führenden Kräfte diese Unüberwindlichkeit in ihrem ganzen Umfange dauernd gesichert gewesen wäre, kann aus den im vorigen ausgeführten Gründen bezweifelt werden; aber auf der andern Seite ist es noch viel gewisser, daß Holland mit einem ganz andern, und zwar bessern Ergebnis seiner Geschichte

in das neunzehnte Jahrhundert eingetreten wäre, wenn es einigermaßen eine feinen wirklichen Interessen angepasste Politik befolgt hätte. Wenn man bedenkt, daß ohne ihr Zutun die Niederlande aus völligem Zusammenbruch noch mit der Ausstattung ihres indischen Besitzes wieder aufgetaucht sind, so ist der Schluß durchaus berechtigt, daß eine thatkräftigere Wahrung ihrer eigentlichen Lebensinteressen ihnen noch viel wertvollern Besitz gerettet hätte. Freilich als der Unabhängigkeitskampf der Nordamerikaner sie noch in der frühern völligen Schwäche überraschte, war es dazu zu spät.

Der furchtbare Krieg, in den die Engländer durch den Widerstand ihrer eignen Kolonien verwickelt wurden, war für die Holländer die letzte Gelegenheit, sich aus dem Marasmus emporzureißen, der ihr Staatsleben umfängen hielt. Da sie es nicht gethan haben, so sind sie rettungslos in dem Wirbel untergegangen, mit dem die französische Revolution das westliche Festland von Europa überflutet hat. Rettungslos und ohne alle Hoffnung, zu der Selbstständigkeit des Lebens zurückkehren zu können, an der vergangne Geschlechter ihre stolze Freude gehabt hatten. Andre Völker haben das gekonnt, aber die Niederländer führen bloß ein Scheinleben und waren und werden nur das sein, was ihnen die Gnade der Großen vorzustellen erlaubt.

Eine Lehre so eindringlicher Natur, wie sie einstmals die Geschichte der Athener geliefert hat. Noch niemals ist ein Volk daran zu Grunde gegangen, daß es sich schwere Lasten auferlegte, wohl aber, wenn es glaubte, der Müdigkeit nachgeben zu dürfen, wozu es im Drange des Lebens keine Zeit hatte. Es stimmt mit den Sätzen der Darwinischen Lehre durchaus überein, daß nur das Volk wahrhaften Anspruch auf ein unabhängiges Leben hat, das in der Freiheit der Selbstbestimmung mit immer erneuerter Auffrischung seiner sittlichen Kräfte in den Kampf ums Dasein hinabsteigt. Das Leben ist nicht notwendig, wohl aber der Kampf darum; nur der wird das Leben gewinnen, wer im Ringen darum es auch hingeben kann.

Am Leibe eines Gemästeten sitzen die Fettschichten nur im Wege, und im Leben der Völker ist der Reichtum nur dann von Nutzen, wenn er zum Vorteil des Ganzen immer von neuem wieder hinausgeworfen wird zur Gewinnung neuer Werte. Fein ausgeklügelte volkswirtschaftliche Systeme? Man hat noch von keinem gehört, das nur annähernd den univversalen Charakter trüge. Da das Wesen zwischen zwei Gegensätzen pendelt, hier unten der Begierde und dort oben der Kraft der Entsjagung, so kann man nur das sagen, daß es richtig ist, in irgend einer Weise das Gleichgewicht zwischen beiden herzustellen und aufrecht zu erhalten. Glücklich die Nation, an deren Spitze eine Regierung ist, die es versteht, den Erwerbsfynn auf die richtigen Ziele zu leiten, und andererseits nicht zaghaft ist, der Hypertrophie entgegenzutreten, die nur stüdiges, faules Blut schafft. In der Schreckenszeit der französischen Revolution sagte Saint-Just: Der Körper muß schwitzen, wenn er gesunden soll. Aber es ist besser, die Bürger eines Staats durch ihre Geldbeutel als aus ihren Adern schwitzen zu lassen.

Wenn es sich um das Wohl des Vaterlands handelt, dann soll man das Geld da nehmen, wo es zu haben ist. Nur keine zarte Rücksicht oder Zag-

haftigkeit vor den Anhäufungen des Mammons: es ist besser, daß der eigne Staat mit fünf Fingern von ihnen nimmt, als daß der fremde sie mit vollen Händen davon trägt. Man weiß aus der Geschichte, wie der eindringende Eroberer die Hilfsquellen eines Landes aufzufinden und sie nicht sprudeln, sondern strömen zu machen versteht. Muß daran erinnert werden, wie der große Napoleon das arme Preußen unter die Darusche Druckpumpe genommen hat? In Holland hatten die großen Kaufleute mit ihren Behörden um Quentchen geschachert, aber den französischen Intendanten schleppten sie es zentnerweise zu.

In frühern Zeiten war die Armut Deutschlands sprichwörtlich; jetzt beginnt man von seinem Reichtume zu reden. Jedenfalls hat er einen Umfang angenommen, der im Interesse des Staats noch viel größere Anbohrungen verträgt, als worüber jetzt seine Besitzer klagen. Als Miquel vor Jahren seine Finanzreform durchsetzte, da hieß es, daß die Brutalität eines solchen Verfahrens die Kapitalisten zwingen werde, das Land ihrer Geburt zu verlassen und in der Fremde Zuflucht vor den Bedrängnissen der Heimat zu suchen. Als ob in der Fremde die Berge auf sie fallen und die Hügel über sie stürzen würden, um sie zu schützen, und als ob nicht auch dort der Steuereintreiber im Schatten des Thales einherwandelte, vielleicht mit einer noch zähern Schraube, als die das deutsche Gesetz seinen Beamten in die Hand giebt. In den beiden ersten Dritteln des Mittelalters waren vorzugsweise die Juden die Geldleute, aber man hat nicht davon gehört, daß sie trotz der grausamsten Unterdrückung, die es hauptsächlich auf ihren Reichtum abgesehen hatte, dauernd aus den Ländern weggezogen wären, wo es was zu verdienen gab.

Seit der Zeit haben sich christliche Mammonsjäger eine ebenso zähe Haut angelebt, vielleicht eine noch zähere und weniger durchlässige. Denn die Juden bezahlen nicht bloß ihre Staatssteuern, sondern haben auch viel für ihre allgemeinen Zwecke nationaler oder religiöser Natur übrig. Außer der römischen Kirche giebt es vielleicht keinen Verband, der über mächtigere Geldmittel geböte, als die sich um die ganze Welt spannende israelitische Allianz. An ihren Früchten, heißt es, sollt ihr sie erkennen, und warum sollte man nicht auch ein Beispiel an ihnen nehmen? Aber wo und wann hat man davon gehört, daß sich das deutsche Kapital mit seinen Mitteln für eine große nationale Idee ins Zeug geworfen hätte?

(Schluß folgt)



Österreichs Arbeit in Bosnien und der Herzegowina

(Schluß)



esondere Verdienste erwarb sich die österreichische Regierung um das Land durch die Austilgung der Kinderpest, was ihr schon in den ersten drei Jahren gelang; um das Land vor ihr zu schützen, wird noch jetzt die Grenzsperrre gegen Montenegro und Novibazar aufrecht erhalten, während aus Serbien Vieh nur bei Bardische eingelassen wird. Natürlich hat die Bevölkerung diese Maßnahmen schwer empfunden, und besonders hart war auch die Regelung der vielfach